

Soziologische Erkenntnistheorie.

Begrifflichkeit und Artikulationen

Wenn die soziale Wirklichkeit als Summe von praktisch konstruierten Beziehungen verstanden werden kann, dann gilt der Unterschied bei Bourdieu als *primum relationis*, d.h. als Grundbedingung dieser Konstruktion – und damit gleichsam als Individualitäts- sowie als Gesellschaftsprinzip. Der Unterschiedsbegriff in seinen drei Bedeutungen kann dann auf zwei erkenntnistheoretischen Ebenen entwickelt werden, auf der Ebene der Individualität (des sozialen Akteurs) und auf der Ebene der Gesellschaft (des sozialen Raums), die Bourdieu als Ensemble von gesellschaftlichen Bereichen (sozialen Feldern) fasst.

Nach Bourdieu können die Individuen soziologisch als soziale Akteure beschrieben werden, die die Unterschiede verkörpern und repräsentieren, welche sie aus ihrem ursprünglichen sozialen Milieu »geerbt« haben und die sie in Bezugnahme auf und gegenüber anderen Akteuren in Gesten, Worten, Attitüden usw. symbolisieren. Diese Unterscheidungen spiegeln die relationale Struktur der Gesellschaft und ihrer Bereiche wider und erlauben dem Soziologen, die Grundlogik der sozialen Wirklichkeit zu verstehen und zu erklären. Bourdieu fasst die gesamte Artikulation seiner soziologischen Erkenntnistheorie in der folgenden Formel zusammen:

$$[H \times K] + F = \text{Praxis}$$

In dieser Formel steht H für Habitus, K für Kapital(ien) und F für Feld(er) (vgl. Bourdieu 1982: 175). Sie enthält die wesentlichen Begriffe seiner Erkenntnistheorie. Die Begriffe »Habitus« und »Kapital« bezeichnen bei Bourdieu die wechselseitige Dynamik von Individualität und Gesellschaft (bzw. den gesellschaftlichen Bereichen) – also: wie Gesellschaft aus den Beziehungen der sozialen Akteure konstruiert wird, aber auch umgekehrt, wie die Akteure von der Gesellschaft konstruiert werden. Diese beiden erkenntnistheoretischen Ebenen setzt Bourdieu durch die Begriffe Habitus, Kapital und Feld in eine Wechselbeziehung zueinander, die er als dialektische, d.h. als praktische Beziehung der Gesellschaft und der Akteure aufeinander denkt. Ich beginne mit der Bestimmung der erkenntnistheoretischen Ebenen *Individualität* und *Gesellschaft*. Anschließend beschreibe ich die beiden Artikulationen der Erkenntnistheorie Bourdieus, und schließlich untersuche ich ihre dialektischen Implikationen.

Die Bestimmung von Individualität

Bourdieu bestimmt Individualität mit dem allgemeinen Begriff »Akteur«. Dieser Begriff verweist nicht auf die »Person« oder das »Individuum«, sondern meint den »sozialisierten Körper«, der »nicht in Gegensatz zur Gesellschaft [steht]: er ist eine ihrer Existenzformen« (Bourdieu 1993: 28). Der Akteur ist ein erkenntnistheoretisches Konstrukt, ein »Bild« dessen, was jedes Individuum sein kann. Mit diesem Begriff will Bourdieu Individualität auf der Basis des Unterschieds begreifen. »Wirklichkeit ist der zentrale Gedanke, daß in einem Raum existieren, ein Punkt, ein Individuum in einem Raum sein heißt, sich unterscheiden, unterschiedlich sein; oder wie Benveniste von der Sprache gesagt hat: ›Sich unterscheiden und etwas bedeuten ist ein- und dasselbe‹; bedeuten im Gegensatz zu keine Bedeutung haben – in mehr als einem Sinne. Genauer gesagt [...], ein Unterschied, ein Unterscheidungsmerkmal, weiße Hautfarbe oder schwarze Hautfarbe, Taille oder Bauch, Volvo oder 2CV, Rotwein oder Champagner, Pernod oder Whisky, Golf oder Fußball, Klavier oder Akkordeon, Bridge

oder Skat [...], wird nur dann zum sichtbaren, wahrnehmbaren, nicht indifferenten, sozial relevanten Unterschied, wenn es von jemandem wahrgenommen wird, der in der Lage ist, einen Unterschied zu machen – weil er selber in den betreffenden Raum gehört und daher nicht indifferent ist und weil er über die Wahrnehmungskategorien verfügt, die Klassifizierungsschemata, den Geschmack, die es ihm erlauben, Unterschiede zu machen, Unterscheidungsvermögen an den Tag zu legen, zu unterscheiden – zwischen einem bunten Bildchen und einem Gemälde oder zwischen Van Gogh und Gauguin« (Bourdieu 1998: 22).

Der Begriff »Akteur« dient also dazu, die Individualität jedes Individuums als Beziehung zwischen Identität und Differenz, d.h. als relationale Individualität, zu konzipieren. Dabei setzt die Konstruktion des Begriffs »Akteur« drei aufeinander bezogene Begriffe voraus: »Disposition«, »soziale Position« (»Position, die jemand einnimmt«) und »Position, die jemand bezieht« (vgl. ebd.: 17).

Disposition und soziale Identität des Akteurs

Mit dem Begriff »Disposition« beschreibt Bourdieu die persönlichen Merkmale des Akteurs, die seine Identität ausmachen. Dispositionen beziehen sich auf »Seelenzustände, die auch Körperzustände sind« (Bourdieu 1982: 142), auf persönliche Attitüden und Gesten, auf »Stimmungen« und Vorlieben, die es erlauben, die Persönlichkeit des Akteurs zu identifizieren. Es gibt unzählige Dispositionen (wie beispielsweise für Pop-Musik oder klassische Musik, impressionistische Kunst oder Pop-Art, japanische oder italienische Küche, Informatik oder Philosophie usw.), deren Entstehung und Entwicklung von den sozialen Erfahrungen des Akteurs in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft abhängen. Damit wird Disposition zum relationalen Begriff, der nicht mehr dazu dient, solche Vorlieben als subjektiv zu begreifen – als ob sie nur vom Subjekt produziert würden. Sie können auch nicht mehr als objektiv gedacht werden – als ob sie dem Subjekt allein vom sozialen Kontext aufgeprägt würden. Die Dispositionen des Akteurs müssen in seinen Beziehungen zu den anderen gesehen werden. Sie entstehen aus diesen Beziehungen und werden darin weiterentwickelt. Die Identität jedes Akteurs ist damit eine soziale, also eine

relationale Identität; seine Persönlichkeit ist eine in den sozialen Beziehungen zu den anderen konstruierte Persönlichkeit. Seine differenzierte Eigenidentität wird also gemäß der Bedeutung des Unterschiedsbegriffs als Beziehungsprinzip von Identität und Differenz verstanden.

Disposition und soziale Position. Differenzierte Identitäten

Jacqueline und Torsten unterscheiden sich voneinander nicht nur, weil ihre jeweilige Identität bestimmte Dispositionen voraussetzt. Die Entstehung ihrer Dispositionen hat auch unterschiedliche soziale Wurzeln. Diese Wurzeln liegen in der ursprünglichen sozialen Position von Jacqueline und Torsten in der Gesellschaft, die die Entstehung und Entwicklung ihrer Dispositionen und ihrer Identität bestimmt hat. Die soziale Position umreißt den primären sozialen Kontext, die primären Beziehungen, in denen Jacqueline und Torsten aufgewachsen sind: ihre Familien und ferner ihre ersten Freunde. Mit dem Begriff »Position« bezieht Bourdieu die Konstruktion der sozialen Identität der Akteure nicht nur auf deren je eigene Vorlieben, sondern auch auf ein Differenzierungsprinzip, das diese Konstruktion bestimmt. Jacqueline ist jemand anderes als Torsten nicht nur deshalb, weil Jacqueline »Jacqueline« ist, sondern auch deshalb, weil sie aus anderen sozialen Beziehungen stammt, die andere Prinzipien voraussetzen, mit denen Jacqueline ihre Identität konstruiert und entwickelt hat. Die persönlichen, körperlichen und mentalen Eigenschaften und Attitüden der Akteure können so nicht einfach »an sich« verstanden werden, sondern nur unter Einbeziehung des durch ihren sozio-kulturellen Ursprung bestimmten Erbes.

Dieses Erbe entsteht aus den Beziehungen, die ursprünglich im familiären sozialen Kontext entwickelt wurden. Mit diesen Beziehungen sind soziale, kognitiv-affektive sowie sinnliche Dispositionen verbunden, die der Akteur aus seiner sozialen Gruppe übernimmt, transformiert und verwendet, und damit seine Identität konstruiert. Damit differenziert er sich nicht nur von anderen Akteuren, die aus anderen sozialen Kontexten, d.h. aus anderen sozialen Positionen der Gesellschaft stammen. Er differenziert sich auch von den Mitgliedern seiner Ursprungsgruppe. Der Begriff »soziale Position« verweist da-

rauf, dass jeder Akteur ein differenziertes Leben führt, weil ein jeder an einer bestimmten Stelle in einem Netz von Beziehungen steht. Darum gilt für Bourdieu: »der Unterschied [ist] überall« (Bourdieu 1998: 26).

Der Begriff soziale Position erklärt allerdings noch nicht, wie Bourdieu den Übergang von der *Differenzierung* zum *Unterschied*, d.h. den Übergang von einem neutralen zu einem normativen soziologischen Begriff schafft, einem Begriff, der ermöglicht, »zur Kritik der gesellschaftlichen Illusionen beizutragen« (Bourdieu 1996d: 68). Mit der sozialen Position verbindet er nur die beiden ersten Bedeutungen des Unterschiedsbegriffs, *Identität* und *Differenz*. Noch fehlt diesem Begriff seine Machtkomponente. Diese findet sich in der »Position, die jemand bezieht«.

Positionen, die jemand bezieht.

Der Akteur als Personalisierung des Unterschieds

Während die Begriffe »Disposition« sowie »soziale Position« das Erklärungsinstrumentarium liefern, wie sich die unterschiedlichen Persönlichkeiten der Akteure im Kontext ihrer Beziehungen ausbilden, weist Bourdieu mit dem Ausdruck »Positionen, die jemand bezieht« darauf hin, dass die Dispositionen und die soziale Position jedes Akteurs als seine Identität und seine Differenz in der sozialen Öffentlichkeit erscheinen und von den anderen Akteuren unterschiedlich wahrgenommen werden. Wie sich Jacqueline in Gesten und Worten ausdrückt, wie sie sich kleidet, wie sie andere Personen auf der Straße grüßt, welche Musik sie hört, welche Kneipen sie besucht, welche Filme sie sich anschaut usw. – alle diese Erscheinungsweisen in der Öffentlichkeit vermitteln dem Soziologen nicht nur die Art, wie Jacqueline ihre Dispositionen kombiniert, um ihre Identität zum Ausdruck zu bringen, sondern sie geben auch Auskunft über ihre soziale Position. Dadurch vermittelt Jacqueline auch ein Bild der Gruppe, in der sie ihre sozialen Dispositionen einverleibt und personalisiert hat.

Wenn der Soziologe seine Aufmerksamkeit auf die Rezeption der verschiedenen Erscheinungsweisen Jacquelines in der Öffentlichkeit richtet, stellt er fest, dass diese Rezeption unterschiedlich ausfällt. So mag Eva Jacqueline, weil diese ebenfalls Manga-Comics liest und für

eine Kunstform hält. Torsten hingegen sieht in Jacquelines Vorliebe für Manga-Comics ein Zeichen dafür, dass sie kein Kunstverständnis hat. Dies überrascht ihn nicht, denn für ihn stammt Jacqueline aus einem sozialen Kontext, in dem Kunst nicht mehr als ein Wort ist. Wahrscheinlich fehlte ihr die Möglichkeit, ihren Geschmack für Kunst auszubilden. Sonst hätte sie vermutlich bemerkt, dass Comics mit Kunst wenig gemein haben und diese Assimilation illegitim ist. Eva ist umgekehrt der Meinung, dass Jacquelines Urteil deren Neugier und vielseitig ausgebildete Interessen für verschiedene Bereiche der Gesellschaft beweist. Obwohl Jacqueline kein »legitimes« akademisches Kunstverständnis besitzt, hat sie schon immer diesen »ursprünglichen« Impetus für das gesellschaftliche Abenteuer gezeigt. Er stammt aus ihrer Familie, die Jacqueline stets ermutigt hat, sich für die verschiedensten Facetten des Lebens zu interessieren. Darum ist Jacqueline vom Land in die Stadt gezogen, denn dort findet sie genau das, was ihr entspricht.

Solche »Geschmacksurteile« (Bourdieu 1993: 29) wie die von Eva und Torsten über Jacqueline gelten Bourdieu nicht als neutrale Beziehungen, sondern als Machtbeziehungen, d.h. als Beziehungen der Unterschiede zueinander, die Eva, Jacqueline und Torsten personalisieren. Das, was hier im Spiel ist, das, worum Eva, Jacqueline und Torsten miteinander »kämpfen«, ist eine legitime Definition von Kunst (Ist Kunst das, wozu Manga-Comics gehören?). Solche Definitionen sind immer soziale Definitionen, die von den Akteuren konstruiert und verändert werden. Diese verwenden sie unmittelbar und meist implizit. Die Beziehungen, die sie zu den sozialen Gegenständen und zu den anderen Akteuren herstellen, zeigen, inwiefern sie mit den Definitionen einverstanden sind oder nicht, und inwieweit sie diese verändern können oder nicht. Eva, Jacqueline und Torsten besitzen ihre je eigene »legitime« Definition von Kunst. Sie kämpfen für die Legitimität ihrer Definition gegen die der anderen, die sie für nicht im gleichen Maße legitim halten.

Der Soziologe interessiert sich nicht dafür, welches die »legitimste« Definition von Kunst ist, sondern er analysiert die Konkurrenz dieser Definitionen, und er betrachtet die Logik und die Formen der Machtbeziehungen zwischen den Akteuren. Die Position, die jemand bezieht, zeigt seine Machtposition gegenüber den anderen Akteuren,

und wie diese Machtposition von seiner sozialen Position und seinen Dispositionen bedingt wird. Je stärker die Machtposition des Akteurs in den sozialen Beziehungen zu den anderen ist, desto wahrscheinlicher stammen seine Dispositionen und seine ursprüngliche Position aus einer herrschenden sozialen Gruppe, und vice versa. Denn »die Vorlieben oder die Kenntnisse, die der Sphäre der Legitimität zuzurechnen sind, [verteilen] sich keineswegs nach dem Zufallsprinzip [...], sondern [bilden] tendenziell eine hierarchische oder systematische Struktur« (Bourdieu 1983a: 107). Diese Struktur zeigt die gesellschaftliche Klassifikation von Machtpositionen, die von der Beziehung zwischen individuellen Dispositionen und sozialen Positionen abhängen. Anders formuliert: Sie zeigt die Klassifikation der Unterschiede, die die Struktur der Gesellschaft widerspiegelt. Damit kommen wir zur zweiten Ebene der Erkenntnistheorie Bourdieus.

Die Bestimmung von Gesellschaft

Bourdieu verwendet zwei Begriffe, um die erkenntnistheoretische Ebene der Gesellschaft zu bestimmen: den Begriff »Raum« und den Begriff »Feld«. Wie die Begriffe der Bestimmung von Individualität (sozialer Akteur; Disposition; soziale Position; Position, die jemand bezieht) sind Raum- und Feldbegriff soziologische Konstruktionen, die zur Erkenntnis von Gesellschaft gemäß den drei Bedeutungen von »Unterschied« dienen und erlauben, entweder die gesamte Gesellschaft oder einen ihrer Bereiche als Ergebnis von Machtbeziehungen zwischen Identität und Differenz zu begreifen. Der Raumbegriff ist hiervon der umfassendere Begriff, der Gesellschaft als Summe aller Unterschiedsbeziehungen zusammenfasst. Der Feldbegriff hingegen bestimmt die gesellschaftlichen Bereiche, deren Gesamtheit den sozialen Raum konstituiert. Er bestimmt Teile der Gesellschaft, d.h. einzelne Bereiche der Unterschiedsbeziehungen.

Machtbeziehungen im Feld

Die Definitionen von Raum und Feld unterscheiden sich nicht grundsätzlich voneinander. Mit dem Raumbegriff bezeichnet Bourdieu ein

»Ensemble von Positionen, die distinkt und koexistent sind, einander äußerlich, bestimmt durch ihr jeweiliges Verhältnis zu allen anderen, durch ihre wechselseitige Äußerlichkeit und durch Relationen von Nähe und Nachbarschaft bzw. Entfernung wie auch durch Ordnungsrelationen wie über, unter und zwischen« (Bourdieu 1998: 18).

Mit dem Feldbegriff bestimmt Bourdieu die Räume innerhalb des sozialen Raums. Er stellt die Felder »als Räume dar, die ihre Struktur durch Positionen (oder Stellen) bekommen, deren Eigenschaften wiederum von ihrer Position in diesen Räumen abhängen und unabhängig von den (partiell durch sie bedingten) Merkmalen ihrer Inhaber untersucht werden können« (Bourdieu 1993: 107). Wie wir gesehen haben, sind die Positionen in den verschiedenen gesellschaftlichen Feldern und allgemein im sozialen Raum diejenigen, die die Akteure einnehmen, und von denen aus sie sich aufeinander beziehen. Felder bezeichnen verschiedene Gruppen von Unterschiedsbeziehungen bestimmter Akteure zueinander, jeweils bestimmte »Räume des Möglichen« für diese (vgl. Bourdieu 1999: 372).

Bourdieu spricht von allgemeinen Feldern, wie dem Feld der Politik, der Schule, der Kultur, der Ökonomie, der Religion usw. In diesen Zusammenhängen können wiederum spezialisierte Kontexte entstehen, die er Unterfelder nennt. So kann das Feld der Kultur die Unterfelder der Philosophie, der Kunst, der Musik usw. enthalten. Die Unterscheidung und Definition der Felder und Unterfelder richtet sich jedoch nicht nach einer in der Gesellschaft schon existierenden Klassifikation. Das Feld der Musik bezieht sich z.B. nicht etwa auf die Akteure, die Musik machen oder hören, sondern auf jene, die um die Definition dessen kämpfen, was legitimerweise als Musik gelten soll. Damit verweist Bourdieu auf eine Grundeigenschaft jedes Feldes: den Kampf. Man weiß, »daß man in jedem Feld einen Kampf – dessen spezifische Formen jeweils zu erforschen sind – [...] finden wird« (Bourdieu 1993: 107). Der Kern des Feldbegriffs besteht darin, dass dort »etwas«, ein Einsatz, im Spiel ist. Der Kampf darum ist der Existenzgrund jedes Feldes, nach dem es von den Akteuren strukturiert wird. Das, was jeweils im Spiel ist, ist von Feld zu Feld unterschiedlich, z.B. die Definition von Erkenntnis im Felde der Wissenschaft, von Kunst im Felde der Kunst usw.

Wir treffen hier die Machtkomponente des Unterschiedsbegriffs wieder. Sie steht im Zentrum der Begriffe »Feld« und »Raum«. Feld und sozialer Raum sind Konzentrationen von Machtbeziehungen zwischen Akteuren. »Die Struktur des Feldes gibt den Stand der Machtverhältnisse zwischen den am Kampf beteiligten Akteuren oder Institutionen wieder« (ebd.: 108). Diese Machtkomponente zeigt sich z.B., wenn ein neuer Akteur in ein gesellschaftliches Feld eintreten will: Er muss die Regeln und Hierarchien dieses Feldes respektieren, die die Beziehungen zwischen den Akteuren im Feld organisieren und strukturieren. In jedem Feld gibt es dominante Gruppen von Akteuren, die dort herrschen, die eine *Orthodoxie* bilden, der sich die anderen Akteure unterwerfen. Und in jedem Feld gibt es unterworfenen, *heterodoxen* oder *häretischen* Akteure, die versuchen, Macht zu erlangen. Der permanente Kampf zwischen Orthodoxen, Heterodoxen und Häretischen macht die konkrete Dynamik jedes Feldes aus, die als eine Dynamik von Unterscheidungsbeziehungen zu verstehen ist, als eine »dynamische Situation« (Bourdieu 1982: 164) von Machtbeziehungen zwischen Identität und Differenz der Akteure. Am Beispiel der Ausbildung eines Wissenschaftlers lässt sich diese jedem gesellschaftlichen Feld innewohnende Machtkomponente deutlich machen.

Um eine akademische Karriere zu machen, muss ein Student bestimmte Regeln respektieren. Zum Beispiel muss er formale Vorgaben berücksichtigen, um einen wissenschaftlichen Artikel zu schreiben, d.h. einen Artikel, der von einer Zeitschrift angenommen und veröffentlicht wird, die von etablierten Wissenschaftlern als »wissenschaftliche Zeitschrift« anerkannt wird. Damit kann er berufliche Kompetenz entwickeln und diese anderen Wissenschaftlern demonstrieren. Er schafft sich Möglichkeiten der Profilierung, um sich auf Stellen bewerben zu können. Dafür aber muss er sich der Hierarchie in der Wissenschaft unterwerfen: Er kann sich zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter an einer Universität bewerben. Ist seine Bewerbung erfolgreich, wird er von den Professoren abhängig sein, die ihn eingestellt haben. Damit schafft er sich langfristig die Möglichkeit, selbst Professor zu werden, und eine herrschende Position im Feld der Wissenschaft einzunehmen. Diese Herrschaft gibt ihm die Macht (das »Monopol«, vgl. Bourdieu 1993: 108), selbst die Kriterien zu defi-

nieren, die die Machtbeziehungen zwischen den Akteuren in diesem Feld regeln, d.h. die der Definition und der Fortexistenz des Feldes der Wissenschaft dienen. Aber warum Wissenschaftler werden?

Das Feld der Wissenschaft setzt wie jedes Feld ein Interesse der Akteure und Gruppen für das voraus, was darin auf dem Spiel steht. Gibt es dieses Interesse nicht, dann gibt es auch kein Feld. Dieses Interesse schafft eine Konkurrenz zwischen den Akteuren, die ins Feld eintreten und dort tätig sein wollen. Im Verlaufe seiner Ausbildung kämpft der Student gegen andere Akteure, die ebenfalls Wissenschaftler werden möchten. Er teilt mit ihnen das Interesse für die Wissenschaft und für den Konkurrenzkampf in diesem Feld, wo er versucht, sich von den anderen Akteuren zu unterscheiden. Die Existenz eines Feldes hängt also von je spezifischen Machtbeziehungen ab, mit denen spezifische Identitäten und spezifische Differenzen bestimmter Akteure verbunden sind.

Identität und Differenz in den Feldern

Die Begriffe »Feld« und »sozialer Raum« setzen die jeweilige Identität jeder Position sowie die Differenzen zwischen den Positionen voraus, die die Akteure darin besitzen. Im Unterschied zur erkenntnistheoretischen Ebene von Individualität bekommen hier die Begriffe »Identität« und »Differenz« eine weitere Bedeutung. Bourdieu denkt sie in diesem Zusammenhang nicht mehr als allgemeinen Fall einer Machtbeziehung, die ein sozialer Akteur verkörpert und repräsentiert, sondern in Bezug auf Gruppen der spezifischen Machtbeziehungen, die ein gesellschaftliches Feld charakterisieren. Jedes Feld zeigt Machtbeziehungen zwischen bestimmten Akteuren, die spezifische Interessen für das Feld besitzen und entwickeln können: »Ein Feld, auch das wissenschaftliche, definiert sich unter anderem darüber, daß die spezifischen Interessen und Interessenobjekte definiert werden, die nicht auf die für andere Felder charakteristischen Interessen und Interessenobjekte reduzierbar sind (man wird einen Philosophen nicht mit Interessenobjekten für Geographen auf Trab bringen) und von jemandem, der für den Eintritt in dieses Feld nicht konstruiert ist, nicht wahrgenommen werden« (Bourdieu 1993: 107f.).

Jacqueline und Eva studieren Philosophie. Jacqueline hat sich auf

die Philosophie der Antike verlegt, weil sie die heutigen Probleme der Philosophie für besser verständlich hält, wenn man ihre geschichtlichen Wurzeln betrachtet. Eva dagegen konzentriert sich auf moderne Philosophie, weil sie umgekehrt denkt, dass die Probleme der Philosophie in jeder Zeit neu definiert werden. So haben beide zwar ein gemeinsames Interesse für die Philosophie, aber ihre jeweilige Identität in diesem Feld lässt auch eine deutliche Differenz erscheinen.

Bourdieu spricht darum von zwei Kategorien von Interessen: den individuellen Interessen einerseits und den gemeinsamen Interessen andererseits. Die gemeinsamen Interessen sind diejenigen, die die Akteure und Gruppen innerhalb eines Feldes teilen: »Alle, die sich in einem Feld betätigen, haben bestimmte Grundinteressen gemeinsam, nämlich alles, was die Existenz des Feldes selbst betrifft. Von daher ihre – trotz aller Antagonismen – objektive Übereinkunft« (ebd.: 109). Es gibt also ein objektives Einverständnis zwischen den Akteuren darüber, worum sie untereinander kämpfen. Die gemeinsamen Interessen zeigen, dass das Feld für jeden Akteur einen anerkannten und gleichzeitig umkämpften Wert hat.

Die individuellen Interessen umfassen die variierenden Strategien der Akteure beim Eintritt in das Feld und im Kampf. Die verschiedenen Felder stimulieren jeweils besondere individuelle Interessen der Akteure. Jedes Feld zeigt bestimmte Identitäten und Differenzen zwischen den Akteuren, die diese von den Akteuren anderer Felder unterscheiden. Jacqueline und Eva unterscheiden sich in ihren Identitäten und Differenzen von Torsten, der sich nicht für Philosophie, sondern für Musik interessiert und Klaviervirtuose werden will. Sie unterscheiden sich nicht nur, weil Jacqueline, Eva und Torsten bestimmte Akteure sind, sondern auch, weil sie in bestimmten Feldern, also nach je spezifischen Unterschiedsbeziehungen leben.

Die Bestimmung von Individualität und Gesellschaft auf der Basis der drei Bedeutungen des Unterschieds erlaubt Bourdieu, eine zirkuläre Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft herzustellen: Die Gesellschaft entsteht aus den Akteuren, die sie konstruieren, und die Akteure entstehen aus der Gesellschaft, die sie konstruiert. Diese wechselseitige Konstruktion gibt der sozialen Wirklichkeit ihre Bedeutung im Sinne sozialer Praxis. Die zirkuläre Beziehung zeigt gleichzeitig die beiden Artikulationen der Erkenntnistheorie Bourdieus, die er

mit der Formel »[H x K] + F = Praxis« zusammenfasst. Im Folgenden beschreibe ich diese Formel auf ihren drei Ebenen. Es wird zu zeigen sein, a) wie die Akteure die Gesellschaft konstruieren (erste Lektüre der Beziehung H x K), b) wie die Gesellschaft die Akteure konstruiert (zweite Lektüre der Beziehung H x K) sowie c) mit welchen Logiken Bourdieu diese beiden Beziehungen als zirkuläre Beziehung begreift (Lektüre der gesamten Formel [H x K] mit F), die er als praktisch-dialektische Beziehung denkt.

Die individuelle Konstruktion von Gesellschaft

Die Akteure unterscheiden sich voneinander – jeder besitzt eine bestimmte Position in der Gesellschaft und bestimmte Dispositionen, die er aus seinem ursprünglichen Milieu geerbt hat und personalisiert. Wie gelingt es nun, dass sich diese unterschiedlichen Akteure aufeinander beziehen und etwas Gemeinsames produzieren, nämlich: Gesellschaft?

Habitus. Vom Unterschied zur Unterscheidung

Nach Bourdieu beziehen sich die Akteure nicht nur aufeinander, weil sie unterschiedlich sind. Ihr jeweiliger Unterschied muss auch von den anderen Akteuren bemerkt und erkannt werden, damit er als »Unterschied«, damit also der Akteur als »dieser Akteur« gilt. Der Unterschied muss also noch zur Unterscheidung werden. Der Übergang vom Unterschied zur Unterscheidung, vom bloßen Zustand der differenzierten Identität des Akteurs zur Anerkennung dieser Identität durch andere, setzt für jeden Akteur voraus, dass er seine besondere Identität zum Ausdruck bringen kann (in Worten, Gesten, Mimiken, Verhaltensweisen, durch die Auswahl von Kleidung, Beruf, durch den Ausdruck eines bestimmten Geschmacks für Kunst, Küche, Autos usw.), dass er also den Unterschied, der er ist, auch die anderen Akteure wahrnehmen lässt. Diesen Übergang vom Unterschied zur Unterscheidung erklärt Bourdieu mit dem Begriff des Habitus.¹²

Der Habitus ist eine abstrakte Konstruktion, die dazu dient, die Grundzüge der einverlebten Dispositionssysteme der Akteure, ihrer

Prinzipien und der Handlungen, die daraus entstehen, in Bezug auf deren Positionen logisch zu organisieren.¹³ Wenn Bourdieu den Habitus als »ein System von Grenzen« (Bourdieu 1992a: 33) bezeichnet, gibt er uns eine verkürzte Variante der folgenden, bekannteren Definition: »Habitusformen [sind] Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv ›geregelt‹ und ›regelmäßig‹ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein; die objektiv ihrem Zweck angepaßt sein können, ohne das bewußte Anvisieren der Ziele und Zwecke und die explizite Beherrschung der zu ihrem Erreichen notwendigen Operationen vorauszusetzen, und die, dies alles gesetzt, kollektiv abgestimmt sein können, ohne das Werk der planenden Tätigkeit eines ›Dirigenten‹ zu sein« (Bourdieu 1976: 165; 1993: 126-129; vgl. auch Bourdieu 1986 und 1982: 242-269).

Bourdieu formuliert noch anschaulicher: »Die Habitus sind Prinzipien zur Generierung von unterschiedlichen und der Unterscheidung dienenden Praktiken – was der Arbeiter ißt und vor allem, wie er es ißt, welchen Sport er treibt und wie er ihn treibt, welche politischen Meinungen er hat und wie er sie zum Ausdruck bringt, unterscheidet sich systematisch von den entsprechenden Konsum- und Verhaltensgewohnheiten der Unternehmer in der Industrie; es sind dies aber auch unterschiedliche Klassifikationsschemata, unterschiedliche Klassifizierungsprinzipien, Wahrnehmungs- und Gliederungsprinzipien, Geschmacksrichtungen. Mit ihrer Hilfe werden Unterschiede zwischen gut und schlecht, gut und böse, distinguiert und vulgär usw. gemacht, aber eben nicht die gleichen Unterschiede« (Bourdieu 1998: 21).

Der Habitus umfasst auch den Begriff des »Ethos«, den Bourdieu in seinem Frühwerk noch vom Habitus getrennt hatte. In *Die feinen Unterschiede* bestimmt Bourdieu Ethos als »Normen des Ethischen, welche für alle Gesellschaftsklassen die jeweils legitimen Darstellungsgegenstände und Darstellungsweisen definieren, und damit aus dem Bereich des Darstellbaren bestimmte Realitäten wie Arten ihrer Darstellung ausgrenzen« (Bourdieu 1982: 90). Damit weist Bourdieu mit dem Ethosbegriff auf eine praktische, alltägliche Moral des Lebens

hin, die ein Akteur inkorporiert und ausprägt, ohne dafür bewusst eine Ethik entwickelt zu haben. Bourdieu unterscheidet Ethos noch vom »Eidos«, das er als »System logischer Schemata« (Bourdieu 1993: 127) definiert, d.h. als eine praktische, alltägliche *gedankliche* Vorstellung des Lebens. Im Spätwerk Bourdieus finden die Begriffe Ethos und Eidos zwar weiterhin Verwendung, werden aber innerhalb des Habitusbegriffs als zwei seiner Facetten verstanden.¹⁴

Schließlich beinhaltet der Habitus die Hexis. Sie drückt das Verhältnis des Selbst zu seinem Körper aus, darum spricht Bourdieu auch von »körperlicher Hexis«. »Die körperliche Hexis, eine Grunddimension des sozialen Orientierungssinns, stellt eine praktische Weise der Erfahrung und Äußerung des eigenen gesellschaftlichen Stellenwerts dar« (Bourdieu 1982: 739). Hexis umfasst körperlich gespeicherte Erfahrung, und sie zeigt in Körperhaltung, Gestik und Mimik die soziale Position, die man einnimmt oder einnehmen will. Sie bezeichnet die ererbten Regeln und Kriterien des Selbstverhältnisses zum Körper, die inkorporiert, personalisiert und ausagiert werden. Der Habitus ist das »Körper gewordene Soziale« (Bourdieu/Wacquant 1996a: 161).

Mit dem Habitus begreift Bourdieu, wie die Akteure im Verlaufe ihres Lebens eine bestimmte Organisation von Dispositionen entwickeln.¹⁵ Zugleich personalisieren sich die Dispositionen in diesem Prozess: Die Dispositionen, und damit die geerbten Werte und Normen, werden so stark inkorporiert, dass sie im Laufe der Zeit von der Persönlichkeit der Akteure nicht mehr zu unterscheiden sind. Der daraus entstehende persönliche Lebensstil (vgl. Bourdieu 1993: 180) macht die Akteure im Alltagsleben füreinander sichtbar, erkennbar und voraussehbar. Der Habitus wird damit als Vermittlungsinstanz aufgefasst, die die Verhältnisse zwischen den subjektiven Vorlieben der Akteure begreifen lässt, oder anders formuliert: wie jeder Akteur seinen Unterschied von den anderen erkennen und anerkennen lässt, und wie er deren Unterschied erkennt und anerkennt.

Diese Verhältnisse sind Beziehungen zwischen hierarchisierten, also strukturierten Vorlieben: Jeder Akteur mag, schätzt, kauft usw. gewisse soziale Produkte (seien sie die Vorlieben anderer Akteure; Gegenstände, die gekauft und verkauft werden; Automarken; Markenkleidung usw.). So hält Jacqueline RAP-Musik für die beste Musik, die

je existiert hat. Torsten findet umgekehrt, dass RAP-Musik im Vergleich zur klassischen Musik sehr schlechte Musik ist, wenn sie denn überhaupt als solche bezeichnet werden kann. RAP-Musik kann jeder hören, ohne ein besonderes Musikverständnis zu besitzen. Klassische Musik zu genießen setzt voraus, dass man etwas davon versteht. Darum hält Torsten Jacquelines Musikverständnis für sehr beschränkt. Für Jacqueline ist dies jedoch keine Frage von Musikverständnis. Sie findet RAP-Musik schlicht schöner und nicht so langweilig wie klassische Musik, denn sie gibt ihr Energie, und das ist alles, was sie von Musik verlangt. Das Schema dieser Unterscheidungen ist der »Geschmack«.

Geschmack

Bourdieu begreift mit »Geschmack« die klassifizierende Praxis der Akteure, zwischen verschiedenen Personen, Objekten und Qualitäten zu unterscheiden. Diese Wahrnehmungs- und Bewertungspraxis ist eine Kompetenz der Akteure, die ihre Unterscheidung machen.¹⁶

»Damit es einen Geschmack gibt, muß es klassifizierte Güter geben, Güter des ›guten‹ und des ›schlechten‹ Geschmacks, ›distinguierte‹ oder ›vulgäre‹, klassifizierte und zugleich klassifizierende, hierarchisch geordnete und zugleich hierarchisch ordnende Güter, und Leute, die über Klassifizierungsprinzipien verfügen, über den Geschmack, der es ihnen erlaubt, unter diesen Gütern diejenigen ausfindig zu machen, die ihnen gefallen, ›nach ihrem Geschmack‹ sind« (Bourdieu 1993: 153). Der Geschmack ist so eng mit dem Habitus verbunden (vgl. Bourdieu 1998: 20f.), dass man von der Soziologie Bourdieus fast als einer *Soziologie des Geschmacks* sprechen kann.

Geschmack ist ein Klassifikationsprinzip, das in Verbindung mit dem Habitus erlaubt, Qualitäten, Objekte und Menschen nach Eindrücken wie »gefällt mir/gefällt mir nicht, ist schön/hässlich, gut/schlecht, nützlich/unnützlich« usw. anzuordnen. Geschmack ist ein allgemeines Einschätzungsprinzip, das die objektiven Beziehungen zwischen den verschiedenen Wahlen eines Akteurs (z.B. seinen sportlichen, musikalischen, künstlerischen usw. Vorlieben) sichtbar werden lässt. Soziologisch gewendet überschreitet der Geschmack die »magische« Grenze zwischen den einzelnen Vorlieben der Akteure, indem

er diese Vorlieben organisiert. Die Soziologie gewinnt hier die Möglichkeit, auf der Ebene des Geschmacksprinzips Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen verschiedenen Akteuren und Gruppen zu konstruieren und diese nach ihrem je gemeinsamen Geschmack in logischen Klassen zu organisieren. Das Geschmacksprinzip ist also ein Prinzip der Homogenisierung verschiedener Formen von Praxis (vgl. Bourdieu 1982: 189; 1987: 108ff.).

Zwischen Akteuren einer Gruppe mit ursprünglich gleichem oder ähnlichem Habitus können sich jedoch auch Unterschiede zeigen. So kann eine allmähliche Veränderung des Habitus zwischen den Generationen eintreten, wenn etwa die Eltern die Anforderungen der fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklungen nicht mehr in gleichem Maße wie ihre Kinder integrieren können (wie z.B. neue Kommunikationsformen per E-Mail oder SMS).¹⁷ Diese Trägheit des Habitus nennt Bourdieu »Hysteresis«. In diesem Fall entspricht das Verhalten eines Akteurs nicht mehr den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen seiner Existenz. Seine Verhaltensweisen werden sozial unpassend, und er läuft Gefahr, marginalisiert zu werden. Möglicherweise wird er dann jedoch beginnen, für die weitere Anerkennung seiner Verhaltensweisen zu kämpfen.

Der Habitus ist also ein *relationales* Prinzip, das die Akteure mit bestimmten gesellschaftlichen Gegenständen und mit bestimmten anderen Akteuren in Beziehung setzt. Da die Akteure in diesen Beziehungen zu den anderen oder zu sozialen Produkten ihre Welt kreieren, ist der Habitus auch ein *generatives* Prinzip, d.h. das Produktionsprinzip der Welt dieser Akteure.¹⁸ Diese Beziehungen finden immer zwischen hierarchisierten Vorlieben statt, sie sind immer asymmetrische Beziehungen, d.h. in der Begrifflichkeit Bourdieus: Machtbeziehungen. Aus diesem Grund erlaubt es der Habitusbegriff, mehr zu begreifen als nur die Beziehungen zwischen Unterschieden. Er erlaubt zu verstehen, wie ein sozialer Akteur die Unterscheidung machen kann, und wie diese Unterscheidung von den anderen Akteuren wahrgenommen und eingeschätzt, erkannt und anerkannt wird. Der Habitus zeigt also, wie die Beziehungen der Akteure gleichsam die Unterscheidungen zwischen diesen Akteuren generieren.

Das gegenseitige Erkennen und Anerkennen von Unterschieden verläuft auch deshalb unterschiedlich, weil die Akteure nicht über die

gleichen sozialen Ressourcen verfügen, um ihren Unterschied zur Unterscheidung zu machen, um ihre Unterschiede wahrnehmen und gelten zu lassen. Die unterschiedlichen Ressourcen der Akteure erfasst Bourdieu mit dem Begriff »Kapital«.

Kapitalarten. Die Ressourcen der Unterscheidungen

Auch der Bourdieu'sche Kapitalbegriff ist eine soziologische Konstruktion. Er bezeichnet die Gesamtheit der Determinationen des sozialen Akteurs, d.h. die Fülle der Eigenschaften, die er besitzt und entwickelt, die er inkorporiert und repräsentiert.¹⁹ Bourdieu ordnet die unterschiedlichen Kapitalien vier prinzipiellen »Kapitalarten« zu (vgl. z.B. Bourdieu 1993: 54ff.), um die wichtigsten Ressourcen der Akteure zu differenzieren. Im Einzelnen sind dies: ökonomisches Kapital (materieller Besitz verschiedenster Art), soziales Kapital (das Netzwerk verwandtschaftlicher, freundschaftlicher, beruflicher usw. Beziehungen), kulturelles Kapital (Wissen, Bildungstitel, Kunst, Manieren usw.) und symbolisches Kapital (Reputationszeichen, Prestigezeichen usw.) (vgl. Bourdieu 1983b).

Im Verlaufe seines Lebens entwickelt der Akteur diese Kapitalien in der Praxis der Unterschiede und der Unterscheidungen in Bezug auf andere Akteure, mit denen er austauscht, was er ist bzw. was er an Eigenschaften besitzt, besitzen will und zu besitzen hofft. Er gibt seinen Kapitalien »Form und Geltung« (Bourdieu 1982: 185), d.h. *Volumen* und *Struktur*. Jacqueline, Eva und Torsten gehen ins Kasino. Sie möchten Roulette spielen, und dafür brauchen sie Spielmarken. Sie können wählen zwischen gelben Spielmarken zu 50, roten zu 20 und blauen zu 10 Euro. Jacqueline kauft zwei gelbe (100), zwei rote (40) und eine blaue (10); Eva drei gelbe (150), drei rote (60) und drei blaue (30); Torsten eine gelbe (50), fünf rote (100) und keine blaue (0). Eva besitzt dann Spielmarken von höherem Wert als Jacqueline und Torsten, d.h. ihr Kapitalvolumen in Euro ist größer als das von Jacqueline bzw. von Torsten. Jacqueline und Torsten verfügen zwar über das gleiche Kapitalvolumen. Aber die Struktur des Kapitals von Jacqueline unterscheidet sich von der Torstens, weil Jacqueline ihr Kapital anders aufgeteilt hat.²⁰

In der Gesellschaft geschieht es analog. Das *Volumen* jedes Kapi-

tals umfasst die Elemente und Eigenschaften, die ein Akteur während seines Lebens besitzen, sammeln und vermehren kann. Die Akteure besitzen unterschiedliche Volumina von Kapitalien und »spielen« darum in den verschiedenen »Spielen« der Gesellschaft, d.h. in den verschiedenen Beziehungen zu anderen Akteuren, mit unterschiedlichen Ressourcen. Die *Struktur* jedes Kapitals, also das Verhältnis zwischen ökonomischem, sozialem, kulturellem und symbolischem Kapital, drückt eher den gesellschaftlichen und komparativen Wert des Kapitals eines Akteurs aus. Akteure mit unterschiedlichen Kapitalstrukturen entwickeln in den verschiedenen »Spielen« der Gesellschaft entsprechend unterschiedliche Spielstrategien.

Die Kapitalarten, ihre Volumina und ihre Struktur können also als Ressourcen des Habitus jedes Akteurs verstanden werden. Der Kapitalbegriff lässt erklären, wie eine spezifische Art von Unterschied ihre spezifische Unterscheidung in der Gesellschaft macht. Er wird damit also ebenfalls zu einer Vermittlungsinstanz. Aber als solche unterscheidet er sich vom Habitus, da er nicht den Übergang vom Unterschied zur Unterscheidung bezeichnet, sondern den Grad der Effizienz, mit der dieser Übergang gelingen kann. »In der Praxis [...] sind inkorporierte [Einstellungen] wie objektivierte Merkmale der Akteure (ökonomische und kulturelle Güter) nicht alle gemeinsam und gleichzeitig effizient« (Bourdieu 1982: 194). Diese Effizienz, d.h. die unterschiedliche Überzeugungskraft der Akteure, ihren jeweiligen Unterschied gelten zu lassen, ist abhängig von Volumen und Struktur des jeweils verfügbaren Kapitals.

Die Konvertierung von Kapitalien

Die Macht, seinen Unterschied gelten zu lassen, ist jedoch nicht ein für alle Mal gegeben. Sie hängt auch von der Möglichkeit der »Konvertierung einer Kapitalart in eine andere« (Bourdieu 1993: 56) ab: »In bestimmten ›Spielen‹ (im intellektuellen Feld etwa, um einen literarischen Preis zu bekommen oder, stärker noch, die Wertschätzung der peer-group) lässt sich mit dem ökonomischen Kapital nicht operieren. Damit es operabel wird, muß es einer Umwandlung unterworfen werden« (ebd.). Der Sohn einer Arbeiterfamilie besitzt nicht die gleichen Ressourcen wie der Sohn einer großbürgerlichen Familie. Und mit

der Struktur seiner Ressourcen wird er nicht die gleichen Möglichkeiten haben, eine Kapitalart in eine andere zu konvertieren. Der Akteur aus der großbürgerlichen Familie ist mit erheblich größerem ökonomischem Kapital ausgerüstet und hat darum entsprechend höhere Chancen, sich auch kulturelles Kapital zu verschaffen, Hochschulen zu besuchen, Diplome zu erlangen, in Ausstellungen zu gehen usw. Diese Aktivitäten wiederum erhöhen seine Chancen, sein soziales Netzwerk – und damit sein soziales Kapital – zu erweitern. Solche Konvertierungsoperationen erlauben den Akteuren also, sich soziale Gewinne zu verschaffen. Alltägliche Überlegungen wie »In welchem Beruf kann ich tätig sein, wenn ich Philosophie studiere?«, »Welche Position in der Hierarchie eines Unternehmens kann ich erreichen, wenn ich zwei Jahre im Ausland studiere?« usw. zeigen, wie man sich nach dem »Wechselkurs« (ebd.: 57) der verschiedenen Kapitalarten fragt.

Schließlich sind die Kapitalarten sowie die Konvertierungsoperationen von einer Kapitalart in eine andere und deren »Wechselkurse« »selbst Objekte der Auseinandersetzung in der von uns untersuchten Wirklichkeit« (ebd.). Die Effizienz des Übergangs vom Unterschied zur Unterscheidung wird zur Bedingung der sozialen Bedeutung des Akteurs in der hierarchisierten Gesellschaft. Die herrschenden Akteure in der Gesellschaft sind auch diejenigen, die ein großes Volumen und eine geeignete Struktur von Kapitalarten besitzen, und damit in der Lage sind, ihren Unterschied zur herrschenden Unterscheidung zu machen.

Auch wenn zwei Akteure das gleiche Volumen und die gleiche Struktur der Kapitalarten aufweisen, müssen sie dennoch nicht den gleichen »Spielsinn«, d.h. nicht den gleichen Habitus besitzen.²¹ Das unterscheidet z.B. den Wissenschaftler vom Autodidakten. Sie haben unterschiedliche Möglichkeiten, den Übergang von dem Unterschied, den sie verkörpern und repräsentieren, zur Unterscheidung, die sie in der Gesellschaft machen, zu realisieren. Darum trifft man kaum Autodidakten in der Wissenschaft, wo die Wissenschaftler herrschen, und kaum Wissenschaftler in Quizshows, wo die Autodidakten herrschen.

Wenn sich Wissenschaftler und Autodidakten voneinander unterscheiden, bedeutet das aber nicht nur, dass sie Gesellschaft unter-

schiedlich konstruieren, sondern auch, dass sie von der Gesellschaft unterschiedlich konstruiert werden. Damit kommen wir zur zweiten Dimension der Bourdieu'schen Formel $H \times K$.

Die gesellschaftliche Konstruktion von Individualität

Wie kommt es, dass wir auch durch das konstruiert werden, was wir in Beziehung mit anderen Akteuren konstruieren, nämlich: von der Gesellschaft?

Klassenhabitus. Die soziale Übertragung der Unterschiede

Wie wir gesehen haben, unterscheiden sich die Akteure voneinander nicht nur, weil sie als je »dieser« Akteur existieren, sondern weil sie als Akteure zu bestimmten sozialen Gruppen gehören, die von unterschiedlichen Lebensbedingungen abhängen, die soziale Wirklichkeit unterschiedlich wahrnehmen und sich in dieser Wirklichkeit unterschiedlich verhalten. Ein Akteur stammt immer aus einer Gruppe, deren Dispositionen er sich einverleibt und personalisiert. Bourdieu spricht darum nicht nur von *dem* Habitus, sondern von *den* Habitus und verweist damit auf eine zeitliche und eine räumliche Dimension des Begriffs.

Die zeitliche Dimension des Habitus bezieht sich auf die Unterscheidung eines primären und eines sekundären Habitus. Der primäre Habitus meint die ältesten und darum am nachhaltigsten wirksamen Wahrnehmungs-, Verhaltens-, Denkprinzipien der Akteure, die insbesondere in der frühkindlichen familialen Sozialisation inkorporiert wurden. Der sekundäre Habitus entwickelt sich auf dieser Basis, er präzisiert sich in den sozialen Beziehungen, die im Laufe des Lebens über die primär prägenden Beziehungen hinausgreifen. Die zeitliche Dimension betont, dass der Akteur seinen Habitus nicht »hat«, sondern dass dieser ererbt ist und von ihm in der Handlungspraxis weiterentwickelt wird. Mit der Übertragung von Dispositionen reproduziert sich die soziale Gruppe (z.B. die Familie) nicht nur biolo-

gisch, sondern auch sozial. Damit reproduziert sie auch ihren spezifischen Habitus.

Dies führt Bourdieu zur Betrachtung der räumlichen Dimension des Habitus, die den individuellen und den kollektiven Bezug des Begriffs verbindet. Bezogen auf das Individuum gleicht der Habitus einem organisierenden und generativen Prinzip von Dispositionssystemen und von daraus hervorgebrachten Handlungen. Bezogen auf die soziale Gruppe des Akteurs, auf die »soziale Klasse«, spricht Bourdieu vom *Klassenhabitus*. Der Klassenhabitus homogenisiert durch die gleichen Dispositionssysteme und die daraus entstandenen Handlungen die Alltagserfahrungen der Akteure einer Klasse. Wegen der engen Verbindung des individuellen Habitus mit dem Klassenhabitus unterscheidet sich die Entwicklung eines persönlichen Lebensstils auch nur wenig von dem der Klasse. Die Logik des individuellen Habitus spiegelt im Kleinen die Logik des Klassenhabitus wider: »[Es] ist daran zu erinnern, daß das Kollektiv in jedem Individuum niedergelegt ist, in Form dauerhafte[r] Dispositionen« (Bourdieu 1993: 29).

Während also der individuelle Habitus die Reproduktion objektiver Dispositionssysteme organisiert und generiert, so ist der Klassenhabitus für die Reproduktion objektiver Klassensysteme und -prinzipien verantwortlich. Torsten zieht klassische Musik der RAP-Musik vor und stimmt in dieser Hinsicht mit anderen Akteuren überein. Er zeigt dem Soziologen seinen Habitus. Aber er zeigt auch dessen Wurzeln im Klassenhabitus der sozialen Gruppe, aus der er stammt.

Der Habitus eines Akteurs besitzt eine Struktur, deren Elemente ähnlich wie im Habitus seiner Klasse angeordnet sind; er muss jedoch nicht zwangsläufig die exakte Reproduktion des Klassenhabitus sein. Der Unterschied zwischen Habitus und Klassenhabitus zeigt an, inwieweit sich ein Akteur von seiner ursprünglichen Klasse entfernen kann. Es ist allerdings nur wenig wahrscheinlich, dass er sich von seinem Klassenhabitus radikal trennt. Der Akteur, der seine soziale Geschichte hat, kann diese Geschichte und das, was er darin geworden ist, nicht ablegen, obwohl er sie leugnen oder verschleiern kann. Der Habitus besitzt ein Beharrungsvermögen, das seine hohe Stabilität im Verlaufe der Zeit gewährleistet. Er ist eine *strukturierende* Struktur, die von der Gesellschaft sowie vom individuellen Akteur *strukturiert*, d.h. konstruiert wird.

Kapitalarten. Die soziale Übertragung der Ressourcen

Ähnlich dem Habitus enthält auch der Kapitalbegriff eine zeitliche und eine räumliche Dimension. Das Kapital eines Akteurs vermehrt oder vermindert sich im Laufe der Zeit. Es unterscheidet sich von Klasse zu Klasse in dem Sinne, dass unterschiedliche Klassen unterschiedliche Arten und Kombinationen von Kapitalien voraussetzen und übertragen. Wie Bourdieu von mehreren Arten von Habitus spricht, so auch im Hinblick auf die Kapitalien. Grundlegend unterscheidet er das »geerbte Kapital« und das »erworbene Kapital« (Bourdieu 1982: 143-150).

Das »geerbte Kapital« ist jenes, welches die Akteure von ihrer Klasse übernehmen. Klassen sind soziale Gruppen, in denen die Akteure nicht nur Dispositionen und Dispositionssysteme erben, sondern auch Verwendungszusammenhänge von Dingen, Symbolen, Diplomen, Vermögen, sozialen Beziehungen usw., die gleichzeitig Ressourcen dieser Klassen sind, von denen die einzelnen Akteure profitieren können. Das Volumen der Kapitalien einer Klasse zeigt, wie viele Ressourcen sie ihren Akteuren übertragen kann. Die Struktur der Kapitalarten einer Klasse zeigt, welche Ressourcen in welcher Proportion sie ihren Akteuren vermittelt. Damit wird deutlich, wie eine Klasse nicht nur die soziale Reproduktion ihres Klassenhabitus vollzieht, sondern wie sie diese Reproduktion auch effizienter macht.

Die Kapitalarten einer Klasse sind also Ressourcen, die den Akteuren dieser Klasse zur Verfügung stehen. Dies bedeutet aber nicht, dass diese sie zwangsläufig verwenden werden. Hier gewinnt das »erworbene Kapital« an Bedeutung, indem es Volumen und Struktur des geerbten Kapitals variieren lässt. Wenn der Vater von Torsten Universitäts-Professor und seine Mutter Lehrerin an einer Fachhochschule ist, muss Torsten sein geerbtes schulisches Kapital nicht unbedingt benutzen. Er könnte darauf verzichten und statt einer wissenschaftlichen eine künstlerische Karriere wählen. In der Vergrößerung, Verminderung oder Erhaltung von Volumen und Struktur der geerbten Kapitalarten zeigen die Akteure, inwieweit sie von den Ressourcen ihrer Klasse Gebrauch machen, und inwiefern sie damit die Effizienz der Reproduktion dieser Ressourcen befördern oder gefährden. Diese möglichen Variationen im Umgang mit dem geerbten Kapital machen

es für die Klasse notwendig, die Effizienz der Reproduktion ihrer Ressourcen zu sichern: für ihre weitere dauerhafte Entwicklung durch ihre Akteure, und für die Möglichkeit, sich als Klasse in der Gesellschaft von den anderen Klassen zu unterscheiden.

Die Gesellschaft konstruiert Individualität also nicht nur, indem sie ihr einen »Spielsinn«, d.h. einen Habitus überträgt, sondern auch in dem Sinne, dass sie sie mit Ressourcen ausstattet, mit denen die Akteure auf Dauer am gesellschaftlichen Spiel teilnehmen können. Damit werden sie das Spiel und den Spielsinn reproduzieren. Der Aussage, dass ein Feld aus bestimmten aufeinander bezogenen, um ein gemeinsames Interesse konkurrierenden Akteuren besteht, kann nun hinzugefügt werden, dass diese Akteure sich so verhalten, wie es jeweils für die Reproduktion der Felder notwendig ist, weil, wie Bourdieu sagt, »der Wert einer bestimmten Kompetenz von dem bestimmten Markt abhängt« (Bourdieu 1993: 117). Diese Wechselbeziehung zwischen Gesellschaft und Individualität, in der Gesellschaft Individualität konstruiert, die wiederum Gesellschaft konstruiert, wird von Bourdieu näher erläutert, wenn er die Koppelung zwischen Habitus und Kapitalarten *in situ*, d.h. in Bezug auf die verschiedenen gesellschaftlichen Felder und allgemein auf den sozialen Raum betrachtet. Damit erreichen wir die dritte Lektüre der Formel Bourdieus, gleichzeitig die vollständige Artikulation seiner soziologischen Erkenntnistheorie: $[H \times K] + F$.

Die Gesellschaft der Individuen

Die Kombinationen zwischen Habitus und Kapitalien erlauben einem Akteur, sich in der Gesellschaft von seiner ursprünglichen sozialen Position weg auf andere ihm mögliche Positionen hin zu bewegen. Der Weg, den er sich so konstruiert, ist seine »soziale Karriere« (Bourdieu 1982: 191). Diese hängt ab vom primären und sekundären Habitus, d.h. vom »Prägungseffekt« der sozialen Klasse und vom »Effekt der sozialen Laufbahn« des Akteurs (ebd.: 190). Habitus und Kapitalarten gewinnen also ihre spezifische Bedeutung, wenn ihre Beziehung jeweils in dem bestimmten gesellschaftlichen Feld betrachtet wird, in dem sie erscheint. Deshalb nennt Bourdieu das Kapital

»eine soziale Energie, die Bestand und Wirkung nur in dem Feld hat, in dem sie sich produziert und reproduziert« (ebd.: 194). Mit dem Habitus verhält es sich ähnlich: »Die ›Situation‹ ist gewissermaßen die permissive Bedingung für die Erfüllung des Habitus« (Bourdieu 1993: 129). Die Wechselbeziehung, die die beiden erkenntnistheoretischen Ebenen seiner Soziologie miteinander verbindet, muss also als zirkuläre Beziehung aufgefasst werden. Sie schafft den Zusammenhang zwischen Habitus, Kapitalarten und Feldern, aus dem sich die Praxis des Alltagslebens ergibt. Diese kann als eine dialektische Konstruktion von Machtbeziehungen zwischen Identität und Differenz, also von Unterschieden, begriffen werden.

Die Praxis als Dialektik

Die praktische Konstruktion der Gesellschaft durch die Akteure konstruiert diese wiederum in der Praxis. Bei Bourdieu findet sich Dialektik nicht im Sinne Hegels (These – Antithese – Aufhebung in der Synthese) oder im Sinne Marx' (als Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen). Bourdieu denkt Dialektik im Grunde *politisch*; die Praxis ist eine Summe von Machtbeziehungen, deren Dynamik auf der Verkennung/Anerkennung der »legitimen Herrschaft« ruht. Wenn etwas verkannt wird, werden die verborgenen Kriterien der Herrschaft, die diese Herrschaft erst ermöglichen, anerkannt. Was aber wird verkannt, und was wird anerkannt?

Verkannt wird das dialektische Merkmal der Beziehung zwischen den Ebenen von Individualität und Gesellschaft, d.h. die praktische Abhängigkeit von Gesellschaft und Individualität voneinander in deren wechselseitigen Konstruktionsprozessen. Die Akteure verkennen, dass »ihre« Konstruktionen von Bedingungen abhängen, die durch ihre soziale Position bestimmt werden. Es ist diese Verkennung, die die Akteure anerkennen, d.h. glauben lässt, sie seien die individuellen Produzenten ihrer sozialen Konstruktionen. Wenn ein Akteur die Autorität, die Kompetenzen, die Qualitäten usw. eines anderen Akteurs, einer Institution, einer sozialen Gruppe anerkennt, verkennt er, dass alles, was er von ihm oder ihnen anerkennt, von Bedingungen abhängt, die aufgrund der sozialen Konstruktion dieser verschiedenen Qualitäten bestehen.

Dieses dialektische Prinzip von Verkennung/Anerkennung ist der Kern der zirkulären Beziehung der beiden erkenntnistheoretischen Ebenen von Individualität und Gesellschaft. Die Aufgabe der Soziologie ist deshalb, jede praktische Beziehung nach diesem Prinzip zu analysieren: »Die Soziologie [...] verweist auf die objektiven Bedingungen, die vereinigt sein müssen, damit diese oder jene soziale Praktik wirksam werden kann. Aber sie kann es damit nicht belassen. Sie darf nicht vergessen, daß, damit das Ganze funktioniert, der Akteur glauben muß, selbst Prinzip der Wirksamkeit seines Handelns zu sein« (Bourdieu 1993: 32).

Da Praxis im Sinne Bourdieus immer eine Praxis der Unterschiede, d.h. der Machtbeziehungen zwischen Identität und Differenz ist, sind die praktischen Beziehungen als Machtspiele aufzufassen, an denen alle Akteure in unterschiedlicher Weise teilhaben. Sie haben unterschiedliche Möglichkeiten, Macht zu besitzen und im sozialen Raum oder in einem der gesellschaftlichen Felder zu herrschen. Auch diese Herrschaft beruht auf der Dialektik von Verkennung/Anerkennung. Sie erlaubt den herrschenden Akteuren, ihre Herrschaft über andere auszuüben, weil diese die sozialen Bedingungen dieser Herrschaft gerade aufgrund dieser Herrschaft nur partiell kennen. Partiiell kennen heißt partiell verkennen, also auch: partiell anerkennen.

Die konkreten Erscheinungen der Herrschaft zeigen sich in unterschiedlichen Ausdrucksformen von Gewalt. In den modernen Gesellschaften äußert sich diese Gewalt weniger in physischer, als vielmehr in symbolischer Gewalt. Der Arbeiter, der seine Arbeit nicht exakt ausführt, wird nicht mehr vom Meister geschlagen, sondern erhält weniger Lohn als andere Arbeiter, möglicherweise wird er sogar seine Arbeit verlieren. Die symbolische Gewalt des Arbeitgebers erscheint dem Arbeiter als »legitime« Gewalt, da er die Kriterien dieser Gewalt verkennet, sie also anerkennt. Der Kampf zwischen Akteuren/Klassen im sozialen Raum wird so zum Kampf um die Enthüllung/Verhüllung dieser Kriterien, d.h. um den Besitz und die Definition dessen, was das »Legitime«/das »Illegitime« an dieser Gewalt ist.

Diese Dialektik von Verkennung/Anerkennung und die Herrschaftslogik, die daraus entsteht, liegen allen praktischen Beziehungen zugrunde und können wieder vor dem Hintergrund der beiden

erkenntnistheoretischen Niveaus von Individualität und Gesellschaft untersucht werden. Ich werde dies im Folgenden am Beispiel der Dialektik der »Hexis« erläutern.

Dialektische Beziehungen zwischen Akteuren

In der Selbstdarstellung oder im Gespräch spielen die Akteure mit der Dialektik der Hexis, der gesellschaftliche Kampf ist immer auch ein Körper-gegen-Körper-Kampf. Das Spiel der feinen Unterschiede zielt darauf, die Definition des »legitimen/illegitimen« Körpers bestimmen zu können. In diesem Spiel wählt man den anderen (den Partner eines Gesprächs, den Kollegen, die Ehefrau oder den Ehemann usw.), und man wird gewählt. Jacqueline mag Torsten eigentlich ganz gern. Wenn er sie zum Essen in eine Sushi-Bar einladen will, entsteht jedoch ein Problem zwischen ihnen. Jacqueline ist diese Küche zu fein, und die dazugehörigen Rituale scheinen ihr zu artifiziell. Sie ist unsicher, wie sie sich dort verhalten soll. Zusätzlich fühlt sie sich genötigt, sich passend zu kleiden und zu schminken. Sie würde lieber einfach etwas zu Hause vorbereiten, wo sie sich am wohlsten fühlt und sich ungeschminkt in Alltagskleidung bewegen kann.

Für Torsten heißt das, dass sie keine Esskultur hat, was ihn nicht überrascht. Jacqueline ist vom Land in die Stadt gezogen und hat ihren »natürlichen« Lebensstil mitgebracht. Jacquelines Lebensstil zeigt ihm nur, dass ihr feinere Formen des Geschmacks verschlossen sind. Daher ist Torsten der Umgang mit Eva angenehmer. Sie teilt seinen Geschmack für die feine Küche und für die Küche aus aller Herren Länder. Wie Torsten hat sie immer in der Stadt gewohnt, und es ist die pure Freude, mit ihr auf den Straßen zu spazieren. Ihre Art, sich zu bewegen, und ihre raffinierte Kleidung verleihen ihr einen Charme, dem er sich nicht entziehen kann. Sie hat etwas, das Torsten weder benennen noch begreifen kann, das ihn aber verführt: das er erkennt, also anerkennt. Er fühlt sich mit Eva besser als mit Jacqueline. Deswegen lohnt es sich für ihn eher, die Beziehung zu Eva als jene zu Jacqueline weiterzuentwickeln.

Dialektische Beziehungen im Feld

Auch auf der Ebene des Feldes stellt sich die Frage, ob es sich lohnt, ein gesellschaftliches Spiel zu spielen. Dafür müssen die Akteure und Gruppen ein gemeinsames Interesse für das, was im Spiel ist, entwickeln. Dieses gegenseitige, implizite Verständnis zwischen den Antagonisten innerhalb eines Feldes nennt Bourdieu kurz »Illusio«: die grundsätzliche Anerkennung »des Kulturspiels und seiner Objekte« (Bourdieu 1982: 389) durch die Beteiligten.²² »Illusio« bezeichnet keine Illusion, sondern eine Art von »sozialem Vertrag« zwischen den Teilnehmern im Kampf um den Wert, den das Feld für sie hat. Die Illusio bringt also eine bestimmte Dynamik ins Feld: eine Dialektik der Autonomie/Heteronomie von Akteuren und Gruppen innerhalb des Feldes und gegenüber anderen Feldern. Der Begriff »Autonomie« (ebd.: 92, 601) ist ein *gradueller* – der jeweilige Grad kann an dem Volumen und der Struktur der Kapitalien der Akteure und Gruppen und den Veränderungen der Distributionen von Kapitalelementen und Kapitalien innerhalb eines Feldes gemessen werden. Umgekehrt können Akteure und Gruppen von einem Feld graduell abhängig, ihm gegenüber *heteronom* sein. Ein bestimmter Grad der Autonomie von Akteuren/Gruppen in einem Feld oder gegenüber anderen Feldern entspricht also im Umkehrschluss immer auch einem bestimmten Grad der Heteronomie. Wegen dieser Dialektik setzt die Variation innerhalb des Kontinuums von der Autonomie zur Heteronomie eine entsprechende Variation der Positionen im sozialen Raum voraus. Kurz: Je größer die Heteronomie eines Akteurs in einem Feld ist, desto mehr Wert sieht er im Feld, und vice versa.

Wer über die geeignetsten gesellschaftlichen Ressourcen verfügt, um fest an den Wert eines Feldes zu glauben, wird im Feld herrschen, d.h. legitime Gewalt besitzen und ausüben. Diese Gewalt wird von den Akteuren im Feld als legitime Gewalt anerkannt und akzeptiert, weil sie die Kriterien verkennen, auf deren Basis sie ruht. Diese Verkenntnis ist gleichzeitig auch eine Anerkennung der Legitimität der Feld-dynamik. Sie verstärkt den Glauben der Akteure an den Wert des Feldes, wodurch wiederum die Autonomie des Feldes gegenüber anderen Feldern gestärkt wird.

Die Akteure und Gruppen produzieren und reproduzieren die

Felder. In der Reproduktion zeigen sich die Beziehungen zwischen den Positionen, die jemand einnimmt, und den Positionen, die jemand bezieht. Ihre Formen hängen von den Beziehungen zwischen Habitus und Kapitalien ab und werden als soziale Praxis verwirklicht. Da die Reproduktion eine nur wahrscheinliche Tendenz der gesellschaftlichen Entwicklung ist, ist es immer möglich, dass einzelne Akteure sich dieser Tendenz widersetzen. Dies kann zur Umstrukturierung der Habitus, der Distribution von Kapitalien und der Felder führen und würde dann eine andere Form der gesellschaftlichen Reproduktion zeigen als die, die zu erwarten war. Im Grunde aber ändert sich die gesellschaftliche Logik der Unterschiede nicht. Sie hängt immer von den sozialen Beziehungen zwischen Akteuren und Gruppen ab, die als dialektische, d.h. praktische Machtbeziehungen zwischen Identität und Differenz charakterisiert wurden. Die oben beschriebenen Beziehungen innerhalb eines Feldes entsprechen den Beziehungen zwischen Habitus und Kapitalien. Die Übereinstimmungen der dialektischen Kontinua zwischen Autonomie und Heteronomie zeigen, dass die Strukturen der Persönlichkeit, der gesellschaftlichen Ressourcen, der Felder und schließlich die des sozialen Raumes zwar nicht gleich sind, aber einander entsprechen, da sie vom gleichen *Unterschiedsprinzip* abhängen. Sie werden darum als homologe Strukturen bezeichnet, d.h., sie sind gleich strukturiert, wenn auch durch unterschiedliche Elemente. Die soziologische Methode Bourdieus kann darum eine Methode der *strukturellen Homologie* genannt werden, d.h. eine Analyse der dialektischen Beziehungen zwischen homologen Strukturen.

Von der Grammatik der Praxis zur Praxis der Grammatik

Gesellschaft soziologisch zu konstruieren heißt für Bourdieu, die Kriterien sozialer Herrschaft zu erkennen und ins öffentliche Bewusstsein zu heben. Seine soziologische Erkenntnistheorie lässt aber noch eine Frage offen: Wie ist seine Grammatik der Praxis²³ mit der sozialen Wirklichkeit, die Bourdieu damit zu begreifen sucht, verbunden?

Die Beziehungen Habitus–Kapitalien–Felder sind hypothetische

Konstruktionen. Sie können als »reale« erst angenommen werden, wenn sie von der Praxis der Akteure und Gruppen im Alltag bestätigt werden. Darum enthält die Erkenntnistheorie Bourdieus die Idee eines epistemologischen Bruchs zwischen Wissenschaftlern und Alltagswelt. Dieser Bruch hat zwei Facetten. Erstens: Was der Forscher von der Gesellschaft weiß oder wissen kann, kann der Mensch in seinem Alltagsleben nicht oder nur partiell wissen. Tatsächlich verbringt dieser seine Zeit nicht damit, die Gesellschaft methodisch zu beobachten, zu analysieren und darüber zu schreiben. Zweitens: Der Wissenschaftler wiederum liefert keine abstrakte »Wahrheit«, die vom Menschen im Alltag nicht schon irgendwie spürbar und erkennbar wäre. Vielmehr begreift er nicht mehr als das, was schon in der Form unbewusster Regelmäßigkeiten des Sozialen praktiziert wird. Er enthüllt das gesellschaftliche Unbewusste. Davon hängt schließlich die Effizienz und die Gültigkeit der Theorie Bourdieus ab: Der Alltagsmensch soll diese Regeln erkennen, um dementsprechend den virtuellen sozialen Raum des Soziologen in der Praxis zu konkretisieren. Die Grammatik der Praxis führt Bourdieu darum zur Praxis dieser Grammatik, um die Stichhaltigkeit seiner Erkenntnistheorie zu prüfen. Soll sie stichhaltig sein, dann müssen die verschiedensten praktischen sozialen Situationen als Realisierung der erkenntnistheoretischen Konzeption gedeutet werden können. Dafür konzentriert Bourdieu seine Analysen auf drei Felder: die Kunst (speziell das Feld der Literatur), das Wissen (speziell das Ausbildungssystem) und die Macht.

